

# Warum gibt die SPD eigentlich ihren Breitscheid auf?

## Offener Brief an die Görlitzer Stadtoberen

Berlin, am 13. Juni 2007

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, sehr geehrte Mütter und Väter der Stadt,

nach jahrelanger Abwesenheit besuchte ich unlängst meine Geburtsstadt Görlitz, mit der mich all meine Erinnerungen an Kindheit und frühe Jugend nach wie vor eng verbinden, auch wenn diese Zeit durch die Arbeitslosigkeit des Vaters, den Krieg und die schweren ersten Jahre danach geprägt war. Vieles hat sich in Görlitz zum Positiven verändert, jedenfalls auf den ersten Blick. Doch das soll mein Thema nicht sein, denn darüber wird in den Medien zunehmend berichtet.

Aber auf den zweiten Blick fällt einem kritischen Gast auch manch Bedenkliches auf, worüber man nicht schweigen sollte, nicht schweigen darf. Da ist zum einen der von Stadtflucht der Jüngeren zeugende auffällige Leerstand in offensichtlich intakten Häusern. Ich glaube, man kann sogar Grenzlinien ziehen, außerhalb derer das besonders schlimm zu sein scheint.

Doch was mich am meisten betroffen gemacht hat, ist die mitunter gefühllose, anachronistische, bar jeder politischen Moral erfolgte Rückbenennung von Straßen. Dabei sehe ich mal davon ab, daß offenbar der Wunsch entscheidend war, den Straßen wieder den Namen zu geben, den sie nach ihrem Bau hatten. Hierbei sind Ihnen bzw. Ihren Vorgängern im Amte ja wohl schon die ersten Fehler unterlaufen; denn die Bismarckstraße zum Beispiel hieß meines Wissens ursprünglich in der ganzen Länge Klosterstraße.

Was aber hat man sich in meiner Heimatstadt dabei gedacht, die Breitscheidstraße wieder zur Bismarckstraße zu machen? Man muß sich das vorstellen: Der Sozialdemokrat und Antifaschist Rudolf Breitscheid, als 70jähriger im KZ Buchenwald ermordet, verliert seine Ehrung an den „Erfinder“ der Sozialistengesetze Bismarck, die Breitscheid als Heranwachsender noch selbst erlebt hat. Lediglich aus der Zeit des angeblich „verordneten“ Antifaschismus erinnert eine schlichte Tafel an Breitscheid, offensichtlich von der Partei initiiert, der man heute vorwirft, ihre Existenz habe sich auf die Unterdrückung der sozialdemokratischen Genossen und die erzwungene Vereinigung mit ihnen begründet. So bizarr kann Geschichte verlaufen! Wo sind denn die politischen Erben von Breitscheid heute, die Görlitzer Mitglieder der SPD? Und vor allem, haben sie das alles widerspruchslos hingenommen?

Persönlich hat mich der Fall noch in einer anderen Beziehung sehr berührt, denn in dieser Straße unterhielt der jüdische Kin-

derarzt Dr. Krebs seine Praxis. Er hatte mich mit einer damals lebensgefährlichen schweren Scharlacherkrankung erfolgreich behandelt, und zwar mit einem Aufwand, den ihm die Kasse meines erwerbslosen Vaters mit Sicherheit nicht honoriert hat. Bei der letzten Behandlung ging meine Mutter mit mir in seine Praxis, obwohl SA-Männer sie davon abzuhalten versuchten. Krebs mußte den von den Nazis organisierten Boykott vom Fenster aus miterleben. In meinem Besitz befindet sich heute noch ein Foto, das er von mir wie von vielen seiner kleinen Patienten in seinen Behandlungsräumen gemacht hat. Zum Glück konnte sich dieser sozial denkende und handelnde Arzt rechtzeitig in Sicherheit bringen.

Ich erwähne diese Geschichte nicht ganz grundlos, vor allem aber nicht aus Altersgeschwätzigkeit. Das wird in diesem Schreiben noch erkennbar sein.

Haben Breitscheids Erben auch zu dem Streich geschwiegen, den man Karl Liebknecht spielte, als man ihm „seine“ Straße raubte und sie in Krölstraße rückbenannte? Liebknecht, der als einziger seiner Fraktion nach Ausbruch des ersten Weltkrieges im Deutschen Reichstag gegen die Bewilligung der Kriegskredite stimmte und später von der reaktionären Freikorpsoldateska ermordet wurde, „ausgetauscht“ gegen Kröls, soweit bekannt, der Name eines seit Jahrhunderten nicht mehr existenten Dorfes! Unglaublich, aber wahr.

Und fast immer, wenn ich aus beruflichen Gründen im Reichstag saß, nun Sitz des Deutschen Bundestages, stellte ich mir diese Situation vor, dachte an Liebknecht und seinen Mut, seine Vorstellungen von Frieden durchzusetzen, obwohl das moderne Ambiente des heutigen Plenarsaales so gar nicht mehr an das Interieur im alten Reichstag erinnert. Die heutige

Hightech-Bestuhlung ermöglicht den Damen und Herren Volksvertretern, belastende Erscheinungen wie Langeweile, Sitzungsermüdung und Ähnliches unter dem Gesäß rhythmisch buchstäblich wegzurollen. Ein mitunter interessanter, doch nicht immer anmutiger Anblick.

(In Berlin übrigens, auch das sei gesagt, erinnern zwei Straßen, davon eine im ehemaligen Westberlin, an Karl Marx. Auch nach Karl Liebknecht ist eine Straße benannt, heute noch, und am Landwehrkanal in der Nähe des Westberliner Zoos wurde vor längerer Zeit unweit der Stelle seiner Ermordung eine würdige Gedenkstele mit Texttafel errichtet; eine ähnliche Ehrung erfuhr Rosa Luxemburg.)

So nimmt es nicht wunder, daß solch ahistorische Herangehensweise an Geschichte in Görlitz auch Karl Marx aus der Stadt verbannte und diesen Wilhelm in seine historisch verwirkten Rechte einsetzte. Hatten die Nazis nicht bei der Bücherverbrennung ausdrücklich darauf verwiesen, daß Marx Jude war? Sind bei diesen Vorgängen um die Straßennamen Liebknecht und Marx etwa alte antisemitische Ressentiments im Spiel, unbewußt vielleicht, aber immerhin? Eine grausige Vorstellung. Und eben wegen dieser schlimmen Assoziation fiel mir unser jüdischer Kinderarzt ein, über den ich weiter oben geschrieben habe. Die SA hatte es bis zu seinem Haus nicht weit, denn gleich um die Ecke stand – wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich läßt – das sogenannte Braune Haus, Sitz der Kreisleitung der NSDAP, an dessen Stirnseite einem Fries gleich in Sütterlinschrift Hitlerhaus stand. Hoffentlich werden nicht eines Tages die erstarkenden Neonazis dort ein Museum des „Gaes“ Niederschlesien einrichten. Ein Schlesisches Museum gibt es ja schon in der Stadt. Das sollte reichen.

### Wovon sie träumen ...

**Reichhaltiges  
Revanchisten-  
Angebot  
in einem Görlitzer  
Geschäft**



Und was hat Ihnen der aufrechte Liberale Wilhelm Külz angetan, der gegen die Dame Augusta den Kürzeren zog? Dieser verdiente liberale Demokrat, der an der Abfassung des Rapallovertrages beteiligt war, von den Nazis mehrfach verhaftet und als Oberbürgermeister Dresdens von den Faschisten seines Amtes enthoben wurde, hat sich nach 1945 mit ganzer Kraft für den demokratischen Neuaufbau eingesetzt, war Mitbegründer der LDPD, nachdem er bis 1947 mit dem späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss zusammengearbeitet hatte. Külz ist 1948 verstorben, konnte also bei Mielke nicht aktenkundig gewesen sein, und im übrigen ist völlig offen, wie weit er den Weg der DDR mitgegangen wäre. Also, was soll's? Warum springt man so hemdsärmelig mit der Geschichte um?

Aber vielleicht ist es eine gewisse Tradition in einer kleinen Stadt, die immer groß sein wollte und unter ihrer Provinzialität litt, sich willfährig der jeweiligen Obrigkeit anzudienen. Immerhin gab es dort schon sehr ungewöhnliche, politischen Losungen und Vorkommnissen gewidmete Straßennamen, zum Beispiel „Die Saar ist frei“ und „Danziger Freiheit“. Man wird ähnliches in anderen Städten lange suchen müssen.

Eine zweite Problematik betrifft diese unselbige Schlesientümelei. Natürlich bin ich mir bewußt, daß Kriege nur äußerst selten ein weises Ende finden, und selbstverständlich ist auch die Oder-Neiße-Grenze mit all den in ihrem Gefolge verbundenen Leiden und Schicksalen für viele Deutsche kein besonders gelungenes Highlight internationaler Diplomatie. Doch hatte Deutschland Anspruch auf ein gerechtes Ende? Immerhin sollten wir froh sein, daß uns nicht noch ganz andere Nachkriegsbedingungen – denken wir hier nur an den Morgenthau-Plan – auferlegt worden sind nach all dem, was von Deutschen in der Welt angerichtet worden ist. Die Grenze, um die es sich hier handelt, ist also die Folge eines verheerenden Krieges, der von deutschem Boden ausging und eben erst fünf Minuten nach zwölf – mit der bedingungslosen Kapitulation verbunden – an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte, als der noch lebenden Generalität die Soldaten sowie das zu einem Krieg notwendige Operationsgebiet abhanden gekommen waren.

Wenn schon von Weisheit die Rede ist, dann verdient die Festschreibung des schlesischen Restzipfels auf deutsch gebliebenem Boden in der sächsischen Landesverfassung diese Vokabel weiß Gott auch nicht. Doch wenn das nun einmal geschehen ist, muß dann in Görlitz diese penetrante Schlesienshow abgezogen werden? Unter den Augen von Wendel Roskopfs Justitia intoniert ein Harmonikaspieler tapfer das Lied vom „Schlesierland – mein Heimatland ... wir sehnen uns wieder am Oderstrand.“ Es bleibt die Hoffnung, daß nicht allzu viele der umstehenden Touristen den Text kennen. Und unweit von der Rathaustreppe sieht man in einem Schaufenster in der Brüderstraße, gegenüber von Görlitz-Tourist,

Autoschleifen mit primitiven Sprüchen wie „Nicht hupen, Fahrer träumt von Schlesien“, „Eine Breslauer Lerge grüßt den Rest der Welt“, „Görlitz in Schlesien – schönste Stadt Deutschlands“ (also liegt nach sprachlicher Logik Schlesien in Deutschland), und sogar Oberschlesien wird erwähnt. Feilgeboten wird das alles zum Schleuderpreis von 8,10 Euro. Damit es sich viele leisten können vermutlich und mit diesen aufreizenden Sprüchen durch die Lande fahren. Durch die polnischen vielleicht auch?

Als ich später dachte, solcher Blödsinn sei nicht mehr zu toppen, servierte man mir am Postplatz in einer gepflegten Gaststätte ein „Schlesisches Bauernfrühstück“. Nun, die schlesischen Bauern kannten wohl keine sauren Gurken, denn dem an sich gut zubereiteten Gericht fehlte diese sonst übliche Beigabe.

Was will man in Görlitz mit solch heimatümelndem Gehabe der Welt eigentlich sagen? Werden hier Bereitschaft und Entschlossenheit signalisiert, diese bedingungslose Kapitulation mit all ihren Folgen zu revidieren? Wird die Infrastrukturalisierung von Grenzen psychologisch vorbereitet? Kann man sich diese Sticheleien à la landsmannschaftlicher Politik tatsächlich nicht verkneifen? Wir sollten aufhören, die Rolle des zänkischen Bergvolkes zu spielen. Dazu sind unsere sächsischen Gebirge nicht hoch genug.

Lassen Sie mich bitte das noch erzählen: Ich gehörte 1950 zu der kleinen Schar der deutschen Teilnehmer an der Freundschaftskundgebung in Zgorzelec auf dem ehemaligen Friedrichsplatz, als Otto Grotewohl und Józef Cyrankiewicz das Abkommen über die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als „unantastbarer Friedens- und Freundschaftsgrenze“ beider Staaten unterzeichneten (ein Vorgang übrigens, der später von der größeren gewordenen Bundesrepublik nachvollzogen wurde). Es waren eigenartige Gefühle, die mich auf diesem Platz bewegten. Schließlich habe ich dort als deutscher Hitlerjunge bei den berüchtigten Bannappellen so manche Stunde im traurigen Zustand des „In den Knien rührt Euch!“ – eine Kommandoform, bei der die mit Schnur sorgsam gezogene Seitenrichtung nicht verloren gehen konnte – auf die braune Obrigkeit gewartet, die uns in der brütenden Sonne stehen ließ, bis sie mit ihrem Sektfrühstück fertig war, um dann die Fronten der militärisch bestens vorgebildeten „Jugend des Führers“ abzuschreiten. Das strapaziöse Warten machte uns ja „so gut wie gar nichts“ aus, schließlich hatten wir zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde zu sein.

Und nun, ein halbes Jahrzehnt später, diese beglückende Atmosphäre der beginnenden Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern. Ich erinnere mich an viele bewegende Momente, aber auch an eine peinliche Diskussion, als ein deutscher Teilnehmer auf die Frage eines polnischen Freundes, wie bei uns die Menschen heute über die Vergangenheit denken und wie sie leben, antwortete: „Die Leute bei uns können eben nicht ihre verlorene Heimat

vergessen.“ Und der etwa gleichaltrige Pole erwiderte sinngemäß und sehr nachdenklich: „Das ist bei uns ganz ähnlich. Die Leute bei uns können die zahllosen Opfer nicht vergessen, die Mitglieder ihrer Familien, die beim Überfall Deutschlands auf Polen an der Front getötet und nach der Besetzung Polens verschleppt oder sogar umgebracht wurden.“ Und er sagte das ziemlich leise, ohne Haß. Es folgten lange Sekunden des Schweigens in der Runde.

Ich habe mich damals für meinen Landsmann mindestens ebenso geschämt, wie ich mich heute in Görlitz für dümmliche Sprüche auf Autoschleifen, fragwürdige Verfassungstexte, zweifelhafte Speisekarten und verdächtige Ansichten verschiedener Art schäme. Ich frage mich, und ich frage Sie: Was eigentlich ist ehrlich bei den Deutschen, der Kniefall eines Bundeskanzlers im Gedenken an die polnischen Opfer deutscher Kriegsverbrechen oder geschmackloser Touristenrummel mit nach üblem Revanchismus riechender mentaler Einverleibung verlorener Gebiete?

Ausgerechnet eine Stadt, die im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte so viele Obrigkeiten und Zugehörigkeiten erlebt hat, klammert sich verbissen an verlorene Symbole und Namen. Starrköpfig wie kleine Kinder – oder etwa wie Ewiggestrige in gefährlicher Neuauflage? Dabei marschieren wir doch standhaft und unverdrossen – während der deutschen Ratspräsidentenschaft noch rüstigeren Schrittes als je zuvor – auf Europa zu. Und wieder wird Gottes Segen bei diesem löblichen Tun erbeten, genau wie im Weltkrieg Nummer 2, als die deutschen Soldaten bei den Hitlerschen Raubzügen mordend und sengend, verbrannte Erde hinterlassend mit dem Spruch „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern die Religion mißbrauchten.

In letzter Zeit häufen sich die Reportagen über Menschen, die in fortgeschrittenem Alter nach Görlitz zurückkehren oder sich als Altbundesbürger in der Stadt häuslich einrichten, weil sie so schön ist und man dort recht preiswert leben kann. Auch ich habe so etwas in Erwägung gezogen. Doch ich muß ehrlich gestehen: Ich könnte in ihrem Umfeld nicht mehr froh werden. Dieser latente Revanchismus, diese Intoleranz, die sich in der Rücknahme der Ehrungen der besten Deutschen zeigt, die einst dem Hitlerregime die Stirn geboten haben, würden mich krank machen.

Hoffentlich wird man nicht eines Tages das Mahnmal für die Opfer des Faschismus auf dem Wilhelmsplatz umsetzen oder gar ganz schleifen wie den Namen, den der Platz in den letzten Jahrzehnten trug.

Zum Schluß darf ich Sie davon in Kenntnis setzen, daß ich dieses Schreiben als offenen Brief betrachte und annähernd zeitgleich an Adressaten schicken werde, die in irgendeiner Weise zu den Betroffenen zählen. Mit freundlichen Grüßen

**Rudolf Krause**

*Unser Autor war u. a. als Parlaments-Stenograph tätig.*

# Memoiren Walther Victors – zeitgeschichtliche Fundgrube Bekenntnisse eines Literaten

Seit über 17 Jahren und regelmäßig zum sogenannten Tag der deutschen Einheit erleben wir die von den Medien der Herrschenden massiv und dreist praktizierte Verdrängung und Verfälschung historischer Tatsachen. Hervorstechend ist u. a., daß die Verfechter des kapitalistischen Systems der BRD die zum Teil selbstzerstörerische Endphase der DDR propagandistisch in den Vordergrund rücken, während sie zugleich deren Ursprünge und Anfangsjahre von der weltpolitischen Entwicklung abzutrennen versuchen, als hätte es nicht von Beginn an eine erbitterte Feindschaft des „Westens“ gegeben, um den Vormarsch sozialistischer Kräfte in Europa und auf anderen Kontinenten zu behindern. So wird die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu einem Zerrbild. Grotesk, daß besonders die „christlichen“ Parteien der BRD behaupten, sie hätten schon immer „national gedacht und gehandelt“, weshalb die Einheit Deutschlands ihr „Verdienst“ sei.

Im Zusammenhang mit gegenwärtigen Debatten soll hier auf erst jüngst veröffentlichte Dokumente und Erinnerungen des Schriftstellers und Publizisten Walther Victor (1895–1971) hingewiesen werden. Der luxemburgische Schriftsteller, Exilforscher und Herausgeber Cornel Meder, Chefredakteur der Zeitschrift GALERIE, hat die Memoiren Victors ab 2005 in Fortsetzungen gedruckt. Im Juni 2007 erschien der abschließende 4. Teil. Meine Versuche in den 90er Jahren, den Aufbau-Verlag Berlin dafür zu interessieren, waren leider nicht von Erfolg gekrönt. Um so erfreulicher ist es, daß Marianne Victor der Publikation im Ausland zugestimmt hat. Luxemburg hatte 1938/39 dem aus der Schweiz gekommenen deutschen Emigranten politisches Asyl gewährt.

Aus Platzgründen beschränke ich mich auf drei Komplexe der „Memoiren II“: auf die eingangs formulierten „Ausgangspunkte I–III“, auf Victors Wertung der Ereignisse um den 17. Juni 1953 und auf eine der markanten kulturpolitischen Kontroversen der frühen DDR-Jahre.

Nach der schweren Niederlage der faschistischen Wehrmacht bei Stalingrad im Januar und Februar 1943 verstärkten in die USA emigrierte deutsche Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle, darunter auch Ärzte, Theologen und Gewerkschafter, ihre politischen Bemühungen, ungeachtet verschiedener Weltanschauungen gemeinsam nach erstrebenswerten Zielen einer Nachkriegsordnung in Deutschland und Europa zu suchen. Ein Sammelbekenntnis für ihre Diskussion war der „Council for a democratic Germany“, dessen Gründungsauftrag von so prominenten Persönlichkeiten wie der Schauspielerinnen Elisabeth Bergner, dem Philosophen

Ernst Bloch, dem Dichter Bertolt Brecht, dem Publizisten Hermann Budziszlawski, dem Gewerkschafter Hermann Duncker, dem Politiker Albert Norden, den Schriftstellern Lion Feuchtwanger, Maximilian Scheer, Hans Marchwitza und Walther Victor unterzeichnet wurde. Das lange Zögern der westlichen Alliierten, endlich eine zweite Front gegen Hitler-Deutschland in Europa aufzumachen, spaltete aber bald den Council: Die eine Gruppe war sich darin einig, daß „jeder Versuch einer einseitigen Neuordnung Europas – sei es von Osten, sei es von Westen – zu Konflikten führen würde, die gleich verhängnisvoll für Europa wie für die



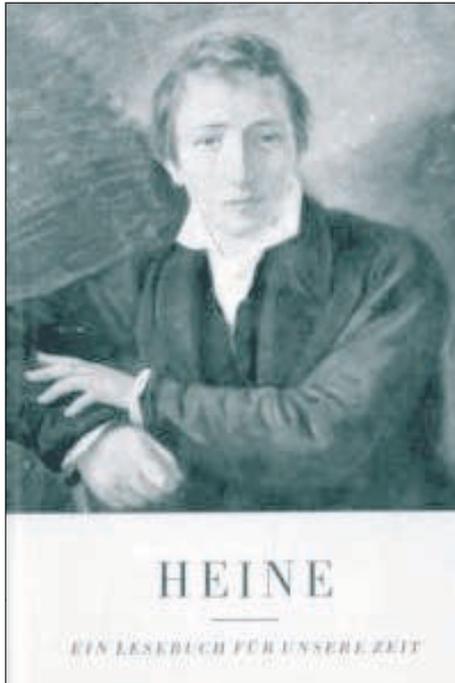
übrige Welt wären ...“ Die andere Gruppierung kam zu weitergehenden Positionen. Walther Victor bewertete deren Haltung in einer persönlichen Niederschrift vom 1. August 1944 folgendermaßen: „.... Auch so, wie sich die Lage heute darstellt, ist mit dem Ende sehr bald zu rechnen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der einseitige großartige Erfolg der Sowjets die Alliierten zwingen wird, gegen ihren Willen schleunigst noch eine weitere Front zu eröffnen oder aber, wie das augenblicklich der Fall zu sein scheint, aus dem Normandiefrontchen eine wirkliche Front zu machen. Denn der Krieg hat ja, wie Churchill zynisch bekannt hat, längst seinen Charakter geändert. Was wir erleben und in noch weit deutlicherem Maße erleben werden, ist eine Auseinandersetzung über die machtpolitisch-ökonomischen Einflußsphären nach dem Sturz Hitlers. Nach der Jalta-Konferenz im Februar 1945 gingen die Meinungen des „Council for a democratic Germany“ noch weiter auseinander, so daß Victor in einer weiteren Notiz festhielt: „Außer den in der letzten Nummer des Bulletin zu Wort gekommenen Tendenzen haben sich dem Council auch Sozialisten angeschlossen,

die in ihm das beste zur Zeit verfügbare Instrument zum Kampf für ein freies, demokratisches Deutschland sehen, die aber überzeugt sind, daß die faschistische Weltkrise nur durch Überwindung des kapitalistischen Systems, das sie hervorgerufen hat, gelöst werden kann ...“ Erst ein sozialistisches Deutschland in einem sozialistischen Europa werde die Folgen des Zweiten Weltkrieges beheben und dem „genotzüchtigten Kontinent“ ein neues Leben in Frieden ermöglichen.

Victor zitiert in „Ausgangspunkt II“ den Journalisten Kingsbury Smith aus dessen Buch „Was sollen wir nach dem Kriege mit Deutschland machen?“ Smith äußerte die Meinung einflussreicher Regierungskreise der USA, die sich im Morgenthau-Plan manifestierte. Wörtlich schrieb er: „Die amerikanischen Planer glauben, daß Deutschland als politische und wirtschaftliche Einheit drastisch dezentralisiert werden muß. Selbst bis zu dem Punkt, das Land in verschiedene Staaten oder Regionen auseinanderzubrechen ...“ Und Victor kommentiert: „Herr Smith schließt mit der Drohung, die er in Washington gehört haben will, daß Ungehorsam auf deutscher Seite gegen die geplanten Maßnahmen sofortige drastische wirtschaftliche Sanktionen und wenn nötig militärische Gewaltmaßnahmen zur Folge haben werde.“ Dazu Victors Postscriptum fünf Jahre später: „Es war nicht nötig, sich zu bemühen. Die Herren Amis haben in Westdeutschland willige Helfer zur Spaltung Deutschlands gefunden“, womit er Adenauer und seinesgleichen meinte.

Im „Ausgangspunkt III“ lesen wir die ergreifende Rede, die Victor am 18. Juni 1950 (!) im von den Nazis zerstörten und nach 1945 wieder aufgebauten Dresdner jüdischen Gotteshaus zu dessen Einweihung hielt. Damals tobte, drei Jahre nach Churchills berühmter Fulton-Rede, bereits der kalte Krieg, der in einen heißen einzumünden drohte. „Möge das deutsche Volk die Zeichen der Zeit verstehen, öffnet sich in ihm der Orkus der Judenverfolgung noch einmal, dann wird er das ganze deutsche Volk mit verschlingen“, warnte der Publizist, dessen „Angehörige nach 1933 verheizt oder sonstwie zu Tode gebracht worden waren“, wie er es in der Vorbemerkung von 1967 formulierte.

Warum „Ausgangspunkte“? Sie verdeutlichen, daß sich der heimgekehrte politische Emigrant und Sozialist in einen weltweiten revolutionären Prozeß hineingestellt sah. Die Gründung der DDR, vier Wochen nach der Proklamierung der BRD, war eine Antwort auf die gezielte Spaltung Deutschlands durch die westlichen Alliierten, die nicht bereit waren, die Beschlüsse des Potsdamer Abkommens von 1945 in die Praxis umzusetzen.



Walther Victor zeigte sich nicht willens, auch nur ein Jota von seiner Überzeugung abzugeben, daß allein ein sozialistischer Weg Deutschlands Europa dauerhaften Frieden bringen und diesen gewährleisten könne. Seine publizistische Aufgabe sah er deshalb in der Wiederentdeckung und intensiven Vermittlung der großen humanistischen Potentiale der deutschen Klassik, für alle Schichten des Volkes. Das begann fast fulminant mit dem Goethe-Lesebuch 1949 und fand seine Fortsetzung in einer beispiellosen Serie der „Lesebücher für unsere Zeit“.

Als die DDR 1953 in eine ernste politische Krise geriet, blieb Victor standhaft auf der Seite der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und der Regierung. Am 17. Juni wurde er Augenzeuge des Geschehens in Berlin: „Ich war an dem Tag in die Stadt gefahren und wollte zum Schriftstellerverband. Unter den Linden geriet ich in einen Demonstrationzug von ganz und gar unübersehbar durch Westberliner Radaubröder und Halbstarke angeführten Faschisten. Meinen Wagen hatte ich in einer Nebenstraße, nahe der Staatsbibliothek, warten lassen. Ich wurde laut, über die ganze Straße hinweg, als „vollgefressener Jude“ beschimpft. Ich hörte den ekelhaften Sprechchor-Reim vom „Mann mit dem Bart“, der fort müsse. Was ich miterlebte, war die Gegenrevolution in Aktion! Ich ging ins Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft und stellte mich dort der Parteigruppe zur Verfügung ...“

Was sich nach dem 17. Juni 1953 ereignete, haben wir Älteren selbst erlebt. Kein Tag verging seit 1949, an dem die Gegner eines sozialistischen Weges nicht versucht hätten, die junge DDR zu verleumden, auszubluten, ökonomisch zu erdrosseln.

All diese Facetten des Klassenkampfes muß man mit in Betracht ziehen, wenn man spätere kulturpolitische Kontroversen sachlich und gerecht beurteilen will. Das gilt auch für den Konflikt zwischen Walther Victor und Hans Mayer (1907 bis

2001), dem Leipziger „Literaturpapst“, wie er in Studentenkreisen genannt wurde. In „Memoiren II“ heißt es dazu u. a.: „Als drittes Lesebuch (nach Goethe 1949 und Heine 1950, W. V.) hatte ich einen Lessing geplant und war an Professor Hans Mayer herangetreten, die Bearbeitung oder doch wenigstens das Vorwort zu übernehmen. Mayer war damals die Primadonna der Germanistik in der DDR. Er hatte seinen Studenten die beiden erschienenen und von mir bearbeiteten Lesebücher dringend empfohlen. Mich beeindruckte er besonders dadurch, daß er ein brillanter Redner war ... Doch Mayer sollte der Führer einer Kampagne gegen meine Lesebücher werden, die indes trotz Unterstützung aus dem Lager der offiziellen Klassiker-Pflege in Weimar elend zusammenbrach.“

Als Victor vom DDR-Volksbildungsminister Paul Wandel die Ausnahmeerlaubnis eingeholt hatte, den „Dr. phil.“ zu erreichen, verabredete er mit Mayer, „über das Thema ‚Marx und Heine‘ eine Dissertation zu schreiben. Die Arbeit machte mir Freude, sie wurde in einem einzigen Oberhof-Urlaub geschrieben, da es der Vorarbeiten genug bei mir gab. Daß sie nicht gerade mißlungen war, kann man daraus ersehen, daß die Schrift noch heute als lieferbares Buch des Henschel-Verlags im Vertrieb und besonders an den Oberschulen als Pflichtlektüre empfohlen ist. Nur den ‚Dr. phil.‘ bei Hans Mayer habe ich damit nicht gemacht! Im Gegenteil: Gleich so manchem Studiosus, der auf anderen Gebieten nicht so wollte wie Hänsgen Mayer, fiel ich nicht nur bei ihm in Ungnade, sondern wurde geradezu der Feind Nr. 1 ...“

Bei einer Rücksprache Victors im ZK der SED wurde ihm abgeraten, wegen der Promotion zu Mayer zu gehen. Man verwies ihn statt dessen an Prof. Wolfgang Steinitz von der Humboldt-Universität, der ihm einen anderen Mentor empfahl. Doch dann entschied man im ZK, „... die Arbeit sei gut, man solle sie sofort bei Henschel als Buch drucken. Weniger bekannt ist der Stunk, den Mayer entfesselte, sobald er erfuhr, daß er nicht mein Doktorvater werden sollte. Er rächte sich nicht nur, indem er es bei anderen, prominenteren Genossen wurde ... Er redete mich in meiner Abwesenheit aus dem PEN-Club hinaus, dem ich bereits unter Heinrich Mann angehört hatte. Er redete mich ebenso aus der Goethe-Gesellschaft hinaus, mit der ich bereits 1927 zur Einweihung des Goethe-Reliefs auf dem Brocken war. Und er redete und schrieb, wo nur immer er konnte, gegen meine immer lebhafter verbreiteten Lesebücher. Es war eine veritable Kampagne, die sich unbegreiflicherweise ein Mann auf hohem akademischem Posten in der DDR leisten konnte ...“

Von all dem ist übrigens in Hans Mayers umfangreicher Autobiographie „Ein Deutscher auf Widerruf“ (Suhrkamp 1982/1984) kein Wort zu

lesen. Das ist verwunderlich. Auch in „Der Turm von Babel“ (1991) wird dieser Konflikt ausgespart. Häppchenkost nannte Mayer die Lesebücher und ihre Methodik, diejenigen auch durch Leseproben, wie das bei einer einbändigen Ausgabe gar nicht anders möglich ist, zum ersten Mal an das Werk eines unserer großen Dichter heranzuführen, den sie noch nicht kannten. Er, der um ein Haar den Lessing für die Serie verhackstückt hätte, benahm sich ungeniert wie der Hauptpastor Goeze zu Lessing, der verlangte, daß der streitbare Denker seine Wahrheiten in lateinischer Sprache vortrug, damit das Volk ihn nicht verstehe ...“

Bei diesen Zitaten will ich es bewenden lassen, doch sei noch vermerkt, daß Victor in „Memoiren II“ auch gegen sinnlose Aufblähungen der deutschen Sprache in der Propaganda der Partei und gegen zunehmende Verbürokratisierung im DDR-Literaturschaffen zu Felde zieht.

Rund 30 Texte vereint die Sammlung, und es steht außer Zweifel, daß Victor überzeugt war, eines Tages werde ein gebildetes, an der Klassik geschultes Publikum seine Erinnerungen richtig beurteilen. Ob sich ein deutscher Buchverlag findet, der Victors „Memoiren II“ neu herausbringt, bleibt abzuwarten. Es wäre sehr wünschenswert.

**Werner Voigt**

*Unser Autor ist Journalist. Er arbeitete in den 60er Jahren ehrenamtlich im Weimarer Walther-Victor-Archiv. Aus seiner Feder stammt der Essay: „Walther Victor – Ein Weg nach Weimar“ (1998).*

*Der erste Teil der Autobiographie Walther Victors erschien 1982 im Aufbau-Verlag unter dem Titel „Kehre wieder über die Berge“.*

